# Die SCHLACHT bei LIMANOWA

**Ein Waffenerfolg der österreichisch-ungarischen Armee in Galizien. — Die Neugruppirung der im Osten kämpfenden Streitkräfte. — Reichsdeutsche, Oesterreicher, Honveds und polnische Legionäre treu vereint. — 30,000 gefangene Russen.**

Kriegspressequartier, am 19. Dezember 1914.

Als Hindenburg zu Ende Oktober seine Armeen aus Polen zurückführte, mußten sich auch die österreichisch-ungarischen Truppen, nun ohne Deckung im Norden, um nicht in Flanke oder Rücken gefaßt zu werden, dieser Situation anpassen; die bekannte Neugruppirung wurde durchgeführt. Sie war das Großartigste an Konzeption in diesem Feldzuge. Was das heißt, ganze Armeen, alle in siegreichem Vordringen dicht am Gegner, fast unbemerkt von diesem abzulösen und sie wie Schachfiguren Hunderte von Kilometer weit zu verschieben, wird man erst in Zukunft voll erfassen können. In unglaublich kurzer Zeit war dies gigantische Werk vollendet, diese riesenhafte Operation auf der äußeren Linie; um sie gelingen zu lassen, mußte sie weitab, zum mindesten ungestört vom Gegner, durchgeführt werden, daher die Freigabe fast ganz Russisch-Polens. Das Geheimnis dieser Bewegung blieb gewahrt, die Russen waren völlig überrascht, nächst der offen geglaubten, heiß erstrebten schlesischen. Grenze plötzlich die Armee von Iwangorod wiederzufinden und Truppen, mit denen sie am San gekämpft hatten. Um die ungeheure Gefahr der Störung einer solchen Verschiebung, die einen Zustand der Wehrlosigkeit mit sich bringt, zu bannen, mußten natürlich Deutsche wie Oesterreicher nicht nur alle Eisenbahnen, sondern auch alle Straßen auf das Gründlichste zerstören, um den Vortheil der kürzeren Wege auf der inneren Linie für die Russen auszuschalten. So fand dann die neue Offensive des Gegners thatsächlich bereits unsere völlig beendete neue Gruppirung vor. Westgalizien schien größtentheils geräumt, Przemysl konnte, da isolirt, leicht eingeschlossen werden, auch einer Vorrückung in die galizischen Karpathen schien nichts im Wege zu stehen. Unser eigener Südflügel reichte, südöstlich verlaufend, bis in den Raum von Krakau. Nun mußte es sich zeigen, welchen Entschluß die russische Führung angesichts der neuen Lage gefaßt hatte. — Naheliegend war die Vermuthung, daß die Russen alle verfügbaren Kräfte aus Galizien gegen Norden an die polnische Front bringen würden, da es der Zweck des Krieges ist, die gegnerische Hauptkraft zu vernichten; — und diese hatten wir eben in Polen. Auch verstärkte Hindenburg seine Truppen immer weiter, so daß die nördliche Hälfte unserer Front, also die deutsche, eine Kräfteanhäufung der Russen verlangt hätte.

Es kam aber anders. Die Russen blieben in Galizien, drangen sogar an mehreren Stellen über die Karpathen in Ungarn ein und ließen sich durch die Aussicht auf Theilerfolge auf einem zum Nebenkriegsschauplatz gewordenen Boden festhalten. Vielleicht nahm die russische Führung diese Nachtheile ihres Entschlusses bewußt in den Kauf, wenn sie der mangelhaften Kommunikationen wegen fürchtete, im Norden doch zu spät zu kommen. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die von uns stets mit größter Lebhaftigkeit durchgeführte Art des Operirens den Gegner in kurzen Intervallen immer wieder zu Verschiebungen gezwungen hat, die auf die Ordnung seiner Nachschübe von unheilvollstem Einflusse war. Sogar die Verbände der Kampftruppen waren schon arg durcheinander gekommen und die im Positionskriege leichte Versorgung der Armee war vielleicht in bedenkliches Stocken gerathen. Die Russen verlegten sich also auf vehemente Angriffe unseres südlichen Flügels, in der Absicht, nach Krakau durchzustoßen und dieses dann im Süden zu umgehen. Dieser Weg war unbedingt die beste Operationsrichtung, weil sie die österreichisch-ungarische Armee im Süden ernstlich bedrohen konnte. Die Russen wußten auch, daß zwischen Krakau und weit südöstlich in die Karpathen keine nennenswerthen Kräfte zu fürchten waren, also konnte ein Durchbruch am südlichen Flügel wohl versucht werden.

Da die Offensive der südlichsten der in Polen kämpfenden österreichischen Armeen thatsächlich auf verhältnismäßig geringeren Widerstand stieß, entschloß sich das Armee-Oberkommando, Theile derselben zur Stärkung des bedrohten Südflügels zu bestimmen, jedoch mit der Absicht, nicht nur diese Positionen zu halten, sondern den sich dort ziemlich stark zeigenden Gegner umfassend anzugreifen. Ein Erfolg dieser Aktion mußte sich auch im Norden stark fühlbar machen, mußte die Entscheidung dort rascher reifen lassen. Die österreichisch-ungarische Führung wählte zur Sicherung des angestrebten Erfolges eine groß angelegte Verschiebung der zu diesem Zwecke bestimmten Truppen — es waren auch deutsche darunter — mit der Eisenbahn in den Raum Saybusch-Tymbark, Front nach Norden. Man vermied also die naheliegende einfache Frontverlängerung und setzte die Verstärkungen im rechten Winkel zur bisherigen Front an. Bis zur vollendeten Bereitstellung mußte freilich bei Krakau der zäheste Widerstand geleistet werden; in der That gelang es den Russen in schweren Kämpfen bis in den Bereich der dortigen Forts zu kommen. — Aber schon am 1. Dezember war die geplante Verschiebung beendet. Tags darauf kam es bereits zu Scharmützeln der beiderseitigen Aufklärungskavallerie und der Vorhuten unserer Truppen in der Linie Dobra-Strzydna-Wisnowa. Am 3. Dezember wurde auch Tymbark nächst Dobra in die Front einbezogen und Kavallerie nördlich gegen Bochnia, östlich gegen Neu-Sandez vorgeschoben, in welcher Richtung auch schon Fühlung mit der Karpathenarmee vorgenommen werden sollte. Noch immer setzten die Russen ihre heftigen Angriffe auf Krakau fort; sie hatten noch keine Meldungen über die ihnen drohende Umfassung. Der nächste Tag brachte unser Zentrum bis nahe Lapanow, bei Rajbrot kam es zu einem kleinen Gefecht, die östlich vorgeschobene Kavallerie gelangte bis Alt-Sandez, wo sie, mit polnischen Legionären vereint, russische Kavallerie Nachts aus dem Orte vertrieb.

Der 5. Dezember ließ unseren Flankenangriff weiter fortschreiten, es wurden 200 Gefangene gemacht, doch kamen von unserer nach Osten entsandten Kavallerie bereits Meldungen über das Eintreffen stärkerer feindlicher Kräfte in Neu-Sandez, die offenbar von den im Raume um Bartfeld kämpfenden Russen zur Bedrohung unserer rechten Flanke beordert worden waren. Zu deren vorläufigen Schutze wurden am 6. Dezember zwei Bataillone östlich Limanowa entsandt, die sich auf dem dortigen Höhenzug einzugraben und sich so einer russischen Vorrückung aus Neu-Sandez vorzulegen hatten. An diesem Tage stand das Gros unserer Umfassungsgruppe schon in erbitterten Kämpfen gegen die von Krakau bereits abgezogenen, auf Bochnia zurückgegangenen Russen. Diese Kämpfe führten am 7. Dezember bereits zu einem vollen Erfolge, der in unserer damals erreichten Front am besten zum Ausdrucke kommt. Eine gebrochene Linie, an die Situation bei Komarow erinnernd, Grabie, östlich Krakau und bereits nördlich der großen von dort nach Bochnia führenden Straße, von dort südöstlich bis Lapanow und dann östlich bis Rajbrot; Ausdehnung etwa 35 Kilometer. Unsere Flankendeckung mußte infolge starken Druckes an diesem Tage bis Limanowa und exzentrisch auf Tylmanowa, südlich hiervon, zurückgehen. Am 8. Dezember sprach sich die Flankirung unserer Flankirung noch stärker aus, da das ganze achte russische Korps, unterstützt von einer Kavalleriedivision, in zwei Kolonnen vorrückte. Es wurden daher unsere deutschen Truppen, ferner Honveds, die beiden erwähnten Bataillone, Kavallerie und Legionäre zur eigenen Flügelsicherung unter dem Kommando des Feldmarschalleutnants v. Arz bestimmt. Hierbei war den Deutschen der Abschnitt des Lososinathales, den übrigen Truppen das südlicher gelegene Limanowa zugewiesen. — Am 9. Dezember kam es schon zu äußerst heftigen Kämpfen um die Höhen bei Limanowa und die Russen wurden nach Norden, also in die uns ungefährliche Richtung, abgedrängt. Ein Versuch, uns in den Rücken zu fallen, wurde von polnischen Legionären bei Zaleste, südwestlich Limanowa, verhindert. Zugleich kämpften aber schon Kavallerieabtheilungen unserer Karpathenarmee bei Rytro, südlich von Neu-Sandez, gegen russische, durch Artillerie unterstützte Infanterie. Das Bestreben, sich gegenseitig in den Rücken zu fallen, an sich sehr natürlich durch die enormen Schwierigkeiten frontaler Angriffe, wurde nun immer deutlicher.

Der 10. Dezember brachte auf russischer Seite alle irgend verfügbaren Kräfte in die Front, auf der ganzen Linie von Grabie bis Limanowa wurde mit größter Erbitterung gekämpft. Wir mußten die aus der allgemeinen Front etwas vorspringende Stellung bei Rajbrot aufgeben, wiesen jedoch die mehrfachen, sehr heftigen Angriffe der Russen auf den Schlüssel unserer Position bei Limanowa stets unter furchtbaren Verlusten für den Gegner ab. Im Laufe des Nachmittags war bereits eine leichte Wirkung der inzwischen bis Gryhow und Nawojowa vorgerückten Theile der Karpathenarmee fühlbar geworden. Diese bedrohten nämlich die linke Flanke und den Rücken des unsere Stellung flankirenden achten russischen Korps, dessen Front westlich Neu-Sandez entwickelt war; seine Reserven mußten daher eine Stellung mit verkehrter Front annehmen.

Am 11. Dezember trat die Krisis ein; die Russen überließen das achte Korps der Geschicklichkeit seiner Führung und der Tapferkeit der Truppen, und suchten den sich schließenden Ring durch einen vehementen Vorstoß in westlicher Richtung gegen Krakau zu sprengen. Im Artilleriefeuer brach der russische Angriff nieder. Mittlerweile ging unser durch [illegible] achte Korps bedrohter rechter Flügel, also die Gruppe v. Arz, zum Angriff über, umklammerte die Höhen von Zaleste, während die Dunajecgruppe, also die ersterwähnten Theile der Karpathenarmee mit den polnischen Legionären, stetig Raum gewinnend, unter harten Kämpfen bis Alt-Sandez gelangte. Es geschah also von unserer Seite gerade das Gegentheil von dem, was die Russen vielleicht von ihrem überraschenden Wechsel ihrer Hauptangriffsrichtung erhofft haben mochten.

Am nächsten Tage, 12. Dezember, versuchten die Russen noch einmal einen Durchbruch unserer Front, und zwar längs des Lososinathales gegen den Frontabschnitt der deutschen Truppen, während sie nach den grauenhaften Kämpfen der vergangenen Nacht gegen Limanowa an dieser Stelle nicht mehr energisch angriffen. Ihre Truppen waren dort so erschüttert, daß sie nicht mehr vorwärts zu bringen waren; die Erstürmung der Höhen bei Zaleste entschied den Kampf. Noch während der Angriffe gegen die Deutschen trat auch schon die Wirkung unserer letzten Flankirung bei Neu-Sandez ein. Diese war wirklich die letzte in der langen Reihe aller Flankenmanöver und gab daher den Ausschlag. Die Lage der Russen war unhaltbar geworden, sie verloren, obwohl seit jeher Meister im Rückzuge, zu ihren sonstigen ungeheuren Verlusten noch über 30,000 Gefangene und zogen mit ihren Resten ab. Unsere Truppen folgten in breiter Front, gewannen mit ihrem linken Flügel die große Straße Bochnia-Tarnow und stießen erst bei Zakliczyn, einen schwachen Marsch südlich Tarnow, auf den Gegner, der sich dort, vom Gelände begünstigt, nochmals stellte.

Freiherr Kurt von Reden,
Kriegsberichterstatter.

EINE VON DEN RUSSEN GESPRENGTE EISENBAHNBRÜCKE ÜBER DEN DUJANEC

AUF RUSSISCHER LANDSTRASSE

RUSSEN ERGEBEN SICH

## Vor Petrikau.

Feldpostbrief von **Friedrich Franz von Conring,** Oberleutnant der Landwehr-Kavallerie.

In einem Gasthof an der deutsch-russischen Grenze treffe ich zwei österreichische Ulanenoffiziere. Ich stelle mich vor und setze mich zu ihnen an den Tisch.

Ich habe mal in Stiernewice bei dem ersten Vormarsch nach Warschau österreichische Kavallerie gesehen, aber keinen von den Offizieren in der malerischen Tracht gesprochen.

Es reizte mich, zu hören, woher sie kamen und was sie zu sagen hatten.

Beide waren mittelgroße, schlanke Erscheinungen, deren rassigen Gesichtern man die erduldeten Strapazen wohl ansehen konnte. Der eine trug die Ulanka und der andere verkroch sich in seinen braunen Mantel. Er sei so abgerissen und schäbig, sagte er, daß er sich unmöglich ohne Mantel zeigen könnte, und seine Unterwäsche trage er nun schon zwei Monate, da er in Galizien alles Gepäck an die Russen verloren hätte. Glücklicherweise konnte ich ihm aushelfen.

„Wo kommen Sie her? Wo waren Sie zuletzt?"

„Wir kommen von Petrikau und sind von unserem Regimentskommandanten nach Hause geschickt worden, sonst — sonst würden wir nicht gegangen, bei Leibe nicht. — „Ruhn's sich zwei Wochen aus," hat er gesagt, „und dann kommen's frisch wieder."

„Ich habe sechs Nächte nicht geschlafen," fällt der Blonde ein, „immer am Maschinengewehr gestanden und wie'n Luchs aufgepaßt, ob die Russen kämen. Sechs Nächte, denken Sie sich das, und obendrein nach all den Strapazen, ich muß mich erst mal ordentlich wieder ausschlafen, sonst bin ich zu nix zu gebrauchen."

„Wir haben ja ganz wie die Infanterie in den Schützengräben liegen müssen, und sind doch als Reiter gar nicht dran gewöhnt."

„Tagelang haben wir oft im Schrapnellfeuer gelegen", fällt der andere wieder ein, und schiebt an der goldenen Tschapkaschnur, die er noch um den Hals geschlungen hat. Plötzlich leuchten die Augen des Schwarzen so eigenartig, es ist, als schimmerten dort Thränen auf, und ich glaube, es wären auch Thränen, als er fast ohne Vermittlung ausrief: „Wenn ich einen deutschen Soldaten sehe, dann geht mirs Herz auf, dann hab ich das Gefühl, das ist ein Kamerad! Das ist ein Mann, auf den du dich verlassen kannst! Die Deutschen überhaupt. Das „Hurrah" der Deutschen, das war etwas Wunderbares neulich in der Nacht. Etwas Unbeschreibliches. Etwas" . . . ., er fand keine Worte mehr.

„Welches Hurrah, bitte erzählen Sie."

„Und ich hab neulich einen deutschen Posten von dem „Hurrah" vor Petrikau gesprochen und hab ihm gesagt, „das habt's aber fein gemacht". Da hat er erwidert. „Wenn wir Deutschen „Hurrah" schreien, hält keiner stand." Er that einen nachdenklichen Schluck aus seinem Glase Mosel.

Und wie war das mit dem „Hurrah"?

Der Schwarze verkroch sich noch mehr in seinen braunen Mantel und erzählte: „Meine Eskadron wird vorgeschickt und schwärmt aus, und sofort werden wir mit Schrapnells beschossen. Ich nehme Deckung hinter einem Loch, das eine Granate in den Erdboden gerissen, und versuche mich in dem steinhart gefrorenen Boden, ebenso wie die Leute mit den Nägeln einzugraben, denn Werkzeuge hatten wir ja nicht, und dabei immer das „fff", „fff", „fff" der Kugeln, und das „bff", „bff", „bff" der platzenden Schrapnelle. Glücklicherweise waren unsere Abstände zu groß, als daß wir allzu große Verluste haben konnten, und das einzige Schrapnell, das gerade in unsere Linie fiel, platzte zum Glück nicht. Nun gingen die Russen, die wohl merkten, daß wir nur sehr schwach waren, gegen Abend zum Angriff vor. Vor uns tauchten braune Schatten auf und kamen näher und näher. „Rrrr", „rrr", unsere Maschinengewehre begannen zu arbeiten. Die erste Reihe der braunen Schatten da vorn brach nach und nach in sich zusammen, da, eine zweite Reihe brauner, jetzt schon schwarz erscheinender Schatten, denn es war schon dunkler geworden. „Rrr", „rrr", „rrr". Auch diese Linie begann langsam hinzuschmelzen. Jetzt dauerte es eine Weile, und wir fragen uns, was daraus werden würde. Griffen die Russen ununterbrochen an, wie sie es eben gemacht hatten, opferten sie Reihen auf Reihen, Linien auf Linien, so mußte der Augenblick kommen, wo unsere Munition und Kraft erschöpft war. Und was dann?

Und wenn es noch ganz dunkel gewesen wäre und wir uns eintretendenfalls unter dem Schutze der Nacht hätten zurückziehen können, aber es war strahlender Vollmond. Die weißen Leiber der Birken glänzten wie bei Sonnenlicht, und man konnte die Zweige der Weiden zählen, die oben auf den Höhen, auf den Chausseen nach Petrikau standen. Es war, als ob der Himmel mit den Russen im Bunde wäre und uns zu verderben trachtete. Und dazu unsere rothen Hosen und blauen Röcke!

„Bei uns müssen sie jeden Knopf haben zählen können", sagte der andere.

„Es war eine herrliche Nacht. Kalt, aber von einem seltsam erstarrten Zauber übergossen. Es war als ob die Natur ein Vogel sei, der von einem Schlangenblick gebändigt, athemlos auf etwas Furchtbares wartete. Wir lasen natürlich unseren Tod aus diesen Zeichen, denn einmal mußte der Augenblick kommen, da wir nicht mehr standhalten konnten. Das fühlte ein jeder.

Da wieder sammelten sie sich. Jetzt waren die Reihen wieder ganz braun. Sie setzten offenbar zu einem neuen Sturm an. Ich glaubte einige Gesichter erkennen zu können, obgleich das auf die Entfernung doch nicht möglich war. Ich setzte eben in die Schatten die Gesichter der Gefangenen, die früher einmal an mir vorübergekommen waren. Diese brutalen, verthierten Gesichter, mit den hervortretenden Backenknochen und den stumpfsinnigen Blicken. Ich fühlte ordentlich den Athem dieser Bestie da drüben, die aus Tausenden von Menschenleibern bestand.

Sie stampften über die Steppe heran. Ohne Deckung zu suchen, ohne Rücksicht auf ihr Leben. Bei allem Abscheu empfind ich doch die Größe, die darin liegt.

„Rrrr" — „rrrr" — „rrrr!"

Wieder sinken diese Reihen wie hingemäht in das gelbe, dürre, verdorrte Gras, das ungeschnitten verkommt. Nun mehren sich die Angriffe und folgen rasch hintereinander. Der Abstand zwischen uns und dem braunen Thier wird immer kleiner und kleiner.

Was soll aus uns werden, wenn keine Hilfe kommt? Und woher soll Hilfe kommen? Der Mann in der Feuerlinie übersieht ja nur einen winzigen Theil des Schlachtfeldes, hat von den Anordnungen der Führer keine Ahnung. Er sieht eigentlich nur sein Gewehr, seinen Nebenmann und den Gegner mit der ihn umhüllenden Natur.

Wir schießen wie wahnsinnig. Aber je mehr wir tödten, um so mehr erstehen aus dem Boden. Jetzt kann man wirklich schon Gesichter erkennen. Und die Natur ist ganz ruhig und theilnahmslos, sagt mir plötzlich durch den Kopf, während ich anlege und schieße, und deutlich sehe ich, daß ein Mann, von meiner Kugel getroffen, zusammensinkt.

Da war es, da geschah es, da erlebte ich einen der größten Eindrücke meines Lebens, ich und wir alle. Jeden, den ich nachher fragte, bestätigte es mir. Dieses Erlebnis war das deutsche „Hurrah" von tausend und abertausend Kehlen mitten in die Nacht hinausgeschrien, hinausgejauchzt. Man fühlte, die Leute da drüben haben das im Sturm genommen, was sie nehmen wollten. Dieses „Hurrah" war das Hurrah eines Siegers. Dieses „Hurrah" war der Sieg selber.

Und in demselben Augenblick stockte der Angriff vor uns. Erst ein Schwanken und dann ein Zurückfluthen. Erst geordnet, dann aufgelöst, dann haltlos in wilder Flucht. Das deutsche „Hurrah" hatte uns gerettet, und nie im Leben werde ich diese Nacht und diesen Siegesschrei vergessen.

Gleich nach dieser Erzählung trennten wir uns, da die Oesterreicher, nach Ruhe bedürftig, schlafen gehen wollten, ich aber blieb wach, und immer wieder sah ich die von Begeisterung feuchten Augen des Oesterreichers, und immer wieder hörte ich das „Hurrah" in der Stille der Nacht ertönen, jauchzte mit den Deutschen und athmete befreit mit den Oesterreichern auf.

**Weihnachtswunsch eines Schweden für Deutschland.** Dr. Ernst Schultze, Groß-Borstel, stellt den „Hamb. Nachrichten" einen Brief zur Verfügung, den er von einem der geistigen Führer Schwedens erhielt, einem Manne, der seit Jahrzehnten für den Fortschritt der Kultur seines Landes thätig ist. Der Brief enthält folgende herzliche Weihnachtswünsche: „Mag das Jahr 1915 für das deutsche Volk vollständigen Sieg und vieljährigen Frieden bringen! Wir nehmen von ganzem Herzen mit Ihnen an allen Hoffnungen theil. Mag Frankreich weiter bestehen, aber so besiegt, daß in Zukunft Revanchegedanken oder unpolitische Ententepolitik kein Ohr mehr bei ihm finden! Mag Rußland mehr nach Asien zurückgedrängt werden, bedeutend ferner von Kultureuropa! Mag England, beherrscht von dem bösen Geist Eduards VII., sich ordentlich seekrank fühlen und genöthigt werden, Deutschland und der ganzen Welt viel größere Ozeansicherheit und Meeresfreiheit zu gewähren! England ist der große Verbrecher der Gegenwart. Leben Sie wohl! Glück in allem, Lebensmuth, Arbeitskraft und Herzensfrieden!"

Der Eigensinn des Gescheitesten hat mit der Dummheit das gemein, daß er vor dem Unsinn nicht Halt macht.

## England, der Feind seiner Freunde.

Die Erkenntnis bricht bei den Franzosen und Belgiern durch, daß England in Wahrheit der Feind seiner Verbündeten ist, wenn auch in der unter Zensurdruck stehenden Presse solche Ansichten nicht verbreitet werden. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" weist auf einen in dieser Beziehung sehr bezeichnenden Bericht hin, den ein holländischer Berichterstatter der „Ostseezeitung" seinem Blatt sendet. Er schreibt aus Amsterdam:

„Wiederholt sind schon Nachrichten zu uns gekommen, die davon erzählen, daß die Zustände im Lager der Verbündeten an der Yser keineswegs günstig seien und das Verhältnis der verschiedensten Soldaten untereinander alles andere, aber nur nicht freundschaftlich sei. Diese Mittheilungen wurden dann verschiedentlich von ausländischen Zeitungen als falsch erklärt, und als Beweis dagegen brachten sie Berichte von „Augenzeugen", die von einer besonders brüderlichen Zuneigung der verbündeten Söldner Englands, Frankreichs und Belgiens redeten. Mit auffallend vielen Franzosen ist nun in Amsterdam kürzlich auch ein junger Mann belgischer Nationalität angekommen, dessen Bruder als belgischer Offizier im Felde steht. Er ist bei der Eroberung Belgiens durch die Deutschen aus seinem Heimathsort bei Brügge geflohen, hat sich in Frankreich aufgehalten und, ehe er nach Amsterdam fuhr (weil das Leben jetzt in Frankreich unerträglich sei), weilte er bei seinem Bruder einige Tage auf Besuch. Von seinen Erlebnissen hat er mir viel erzählt; ebenso theilte er mir interessante Thatsachen mit, die ihm sein Bruder, der belgische Offizier, anvertraut hat. Sein Bruder habe ihm mitgetheilt, daß überall die größte Muthlosigkeit herrsche. Die Redensarten von einem endgültigen Sieg über die Deutschen glaubten schließlich die Engländer noch, aber kein Franzose und erst recht kein Belgier. Die Zeitungen, die ihnen ins Feld geschickt würden und nur immer mit hohlen Phrasen von dem kommenden Rückzug der Deutschen berichten, würden ärgerlich bei Seite geworfen. Die belgischen Offiziere sprächen untereinander offen, daß der Krieg selbst im günstigsten Falle keinen großen Sieg der verbündeten Heere über die Deutschen mehr bringen könne. Ein Heer, das sich in dem Zustande befinde, wie das belgische und französische in Nord-Frankreich, sei zu einem großen Schlage, zu dem Fähigkeit gehört, auf keinen Fall mehr fähig. Die Verpflegung sei die denkbar traurigste. Die meisten belgischen Soldaten trügen Uniformen, die auch völlig abgenutzt, zerrissen und ungeschickt geflickt seien. Die Engländer treten sehr selbstsüchtig auf. Nicht ein Stück Brot theilten sie mit den Belgiern oder Franzosen. Der Haß zwischen den belgischen und französischen Soldaten einerseits und den englischen anderseits sei sehr groß und führe täglich zu Schlägereien unter den Parteien. Auch der Verkehr zwischen den Offizieren der Verbündeten sei kalt. Die englischen Offiziere spielen sich als die Retter auf und behandeln ihre belgischen und französischen Kameraden verächtlich.

Der junge Belgier meinte, es sei klar, daß König Albert an Volksthümlichkeit infolge des Krieges zugenommen habe. Die belgischen Offiziere sagen aber freimüthig, daß er einen großen Fehler gemacht habe, sich auf die Gnade Englands zu verlassen. Wenn der Krieg auch glücklich für die Verbündeten ausfallen würde, so wäre Belgien damit nicht geholfen, denn es würde doch nur eine englische Provinz werden, die sich leisten dürfe, einen König zu halten.

Während meiner ganzen Unterhaltung mit ihm hielt er mich für einen Engländer, daher sagte er zum Schlusse auch: „Sie müssen nur verzeihen, wenn ich so frei zu Ihnen gesprochen habe. Ihnen persönlich will ich nicht zu nahe treten. Das Persönliche ist ja hier überhaupt ausgeschlossen. Aber Ihr Volk haben wir Belgier niemals gern gehabt. Es hat uns ins Verderben gestürzt, weil es uns versprochen hatte, zu helfen und doch nicht in der Lage dazu ist. Und wenn England uns auch helfen könnte, umsonst thut es nichts." Als ich ihm sagte, daß ich kein Engländer, sondern ein Deutscher sei, sah er mich erstaunt mit großen Augen an. Als wir schieden, meinte der Belgier bitter lächelnd: „Wenn das Schicksal nun eben es will, dann wollen wir uns doch lieber in Deutschlands Hände begeben als in Englands Rachen. Der Engländer hat keine Ehrfurcht vor einer anderen Nationalität. Aber es ist ja bekannt, daß der Deutsche auch den Ausländer achtet, und er besitzt Gewissen und Ehrgefühl."

Wenn man diesen Bericht gelesen hat, versteht man eine Stelle in einem Feldpostbrief, den jüngst die „Nationalliberale Korrespondenz" veröffentlicht hat. Darin wird berichtet, daß die französischen Soldaten eines eroberten Schützengrabens, als sie von hinten von den Engländern beschossen wurden, gemeinsam mit den deutschen Siegern den englischen Schützengraben eroberten und die Engländer vor dem Abliefern an den Gefangenentransport verprügelt haben.

## Die Zähne und der Beruf.

Sehr vielen Menschen ist ihr Beruf gewissermaßen an die Stirn geschrieben. Daß er aber auch in ihren Zähnen geschrieben steht, das ist eine Feststellung, die Zahnarzt Dr. M. Kraus in einem Aufsatz der Umschau macht. Er hat durch langjährige Beobachtungen charakteristische „Merkmale" an den Zähnen ausfindig gemacht, die einzig und allein der Berufsthätigkeit zuzuschreiben sind. So weisen die Zähne der Zuckerbäcker eine ganz besondere Art der Fäulnis auf, die sich durch die Lokalisation sowie durch Ausbreitung und weiche Beschaffenheit von der gewöhnlichen Zahnkaries unterscheidet und dafür die Bezeichnung „Zuckerbäckerkaries" erhalten hat. Die Ursache liegt in dem eingeathmeten Zuckerstaub, der sich in der Luft der Arbeitsräume befindet. Dieser Zuckerstaub lagert sich am Zahnhalse ab und greift zwar die Zähne nicht direkt an, bildet aber durch die Gährung des Zuckers eine „Säure", die den Zahn entkalkt. Der Zahnschmelz wird besonders an den oberen mittleren Schneidezähnen zerstört, und das freiliegende Zahnbein nimmt sofort eine braune oder schwarze Färbung an.

Bei Arbeitern, die in chemischen Betrieben beschäftigt sind, wo Salzsäure erzeugt wird, findet sich als charakteristisches Berufsmerkmal eine Nekrose (Gewebstod) der Zähne, die zunächst ein Stumpfheitsgefühl an den angegriffenen Zähnen hervorruft, diese aber dann so empfindlich macht, daß jede Nahrungsaufnahme fast zur Qual wird. Schreitet der durch die Salzsäure bewirkte Zerstörungsprozeß weiter fort, so verschwindet diese Empfindlichkeit. Diese Berufskrankheit der chemischen Arbeiter gleicht in keiner Weise der alltäglichen Zahnfäule, sondern ist ein Zerfall der anorganischen und ein Absterben der organischen Bestandtheile der Zähne. Bei den Metallarbeitern sind die Lippen und Wangenflächen der Zähne vom Zahnfleischrande bis nahezu zur Hälfte der Zahnflächen häufig mit einem schmutzig grünen Belag versehen, sodaß die Arbeiter sagen, sie hätten „Grünspan" an den Zähnen. Der während der Arbeit unvermeidliche Metallstaub lagert sich beim Athmen an den Zähnen ab und verbindet sich mit dem bei mangelnder Zahnpflege stets vorhandenen Schleimbelage. So entsteht ein charakteristisches Berufsmerkmal, das sehr lange, selbst nach längerem Berufswechsel, noch nachweisbar ist. Die Zähne der Glasbläser werden durch die sogenannte „Glasbläserpfeife" in Mitleidenschaft gezogen, durch das lange eiserne Rohr, mit dem die Glasmasse in eine geeignete Form gebracht wird. Es entstehen durch das Drehen dieser Pfeife zwischen Lippen und Zähnen an den mittleren Schneidezähnen Abnutzungsflächen, die bei geschlossener Zahnreihe eine für die Glasbläser typische Oeffnung in Rhomben- oder Kartenkaro-Form zeigen.

Auch die Angewohnheit der Schuster, bei ihrer Arbeit Nägel und Drahtstifte in den Mund zu nehmen, ruft eine Veränderung an den Schneidezähnen, gewöhnlich grobschartige Kanten, hervor. Aehnliche Erscheinungen kann man bei den Tapezierern, die ebenfalls Nägel durch die mittleren Schneidezähne ziehen, beobachten. Ebenso läßt sich die Arbeit von Schneidern, Modistinnen und allen, die mit der Nähnadel hantiren, an den Schneidezähnen erkennen. Die meisten Arbeiter und Arbeiterinnen, die diesem Gewerbe angehören, beißen oder reißen den Faden, bevor sie ihn durch das Nadelöhr führen, mit den Schneidezähnen ab, und so entstehen Schliffflächen oder schlitzförmige Einschnitte an den Schneideflächen der Schneidezähne. Bei Lehrern und Zeichnern, die die Gewohnheit haben, den Bleistift zwischen den Vorderzähnen festzuhalten, finden sich dort als Berufsmerkmale bogenförmige Substanzverluste. Da durch das Indenmundnehmen von Nägeln und Glasbläserpfeifen, die dann wieder herausgenommen und von Anderen benutzt werden, ansteckende Krankheiten übertragen wurden, sollten Schuster, Tapezirer und Glasbläser auf diese Gefahr aufmerksam gemacht werden.

„Die Heldensage der „Emden" ist zu Ende. Von den Geschwadern aller ihrer Feinde ist sie zu Tode gehetzt worden, aber in der Geschichte wird sie fortleben als der Welt kühnstes und thatenfrohestes Kriegsschiff."